

FULL PAPER

**Der Machtpol des kommunikationswissenschaftlichen Feldes
Eine Kollektivbiografie der ICA Fellows**

**Communication's dominant pole
A collective biography of ICA's Fellows**

Michael Meyen

Michael Meyen

Ludwig-Maximilians-Universität München, Institut für Kommunikationswissenschaft und Medienforschung; Kontakt: meyen(at)ifkw.lmu.de

FULL PAPER

Der Machtpol des kommunikationswissenschaftlichen Feldes Eine Kollektivbiografie der ICA Fellows

Communication's dominant pole A collective biography of ICA's Fellows

Michael Meyen

Zusammenfassung: Der vorliegende Aufsatz hat zwei Ziele. Er fragt erstens nach dem Habitus sowie nach persönlichen Eigenschaften und Fähigkeiten, die in der Kommunikationswissenschaft Erfolg versprechen, und möchte so deutschen Forscherinnen und Forschern zweitens die Orientierung auf dem weltweiten Wissenschaftsmarkt erleichtern. Dazu wird eine empirische Untersuchung präsentiert, die sich auf die Wissenschaftssoziologie Bourdieus stützt sowie auf 57 persönliche Interviews mit den Fellows der International Communication Association (ICA). Die Studie zeigt, dass der Machtpol des Feldes von Aufsteigern dominiert wird, die bereits sehr früh eine Affinität zu naturwissenschaftlichen Verfahren hatten und quantitative Methoden als Königsweg zu wissenschaftlicher Autorität sahen. Obwohl Arbeitsethik, Einsatz für das Fach und Kampf um öffentliche Aufmerksamkeit zum Habitus gehören und obwohl der Zustrom von Studierenden anhält, sind Prognosen schwierig. An den US-Elite-Universitäten ist die Kommunikationswissenschaft so gut wie gar nicht vertreten, die Reputation als praktische Ausbildungsdisziplin wirkt bis heute nach, und die Ökonomisierung der Hochschullandschaft wird vor allem den Forschungsgebieten schaden, die nicht drittmittelfähig sind.

Schlagwörter: Kommunikationswissenschaft, Bourdieu, Wissenschaftssoziologie, qualitative Forschung

Abstract: The present article has a double aim: the identification of the most promising personal traits and abilities in communication and, by doing so, to facilitate orientation in the international scientific community for German researchers. Both goals should be achieved by portraying the most successful people within the field. The study is based both on Bourdieu's sociology of science and on 57 personal interviews with ICA Fellows. It shows that communication's dominant pole is occupied by social climbers with both an affinity for natural sciences and the wish to make a difference. Quantitative methods and psychological approaches promised scientific authority as well as knowledge for the outside world. Despite the continuous demand boom at the undergraduate level and the fact that ICA Fellows' habitus is linked to a strong work ethic as well as to abilities that all benefit the reputation of communication, the future of the field is not certain at all. First, there are no communication programmes at most top-tier US universities; secondly, the field has still a legitimization problem, and thirdly, the pressure towards external funding is changing the field right now and is going to shape its future structures, too.

Keywords: Communication Studies, Bourdieu, Sociology of Science, Qualitative Research

1. Relevanz und Ziele

Dieser Aufsatz fragt nach den Strukturen der internationalen Fachgemeinschaft und untersucht dafür den Machtpol des kommunikationswissenschaftlichen Feldes. Mit Bourdieu (1987, 1998) wird dabei angenommen, dass wissenschaftliche Felder Ergebnis funktionaler Differenzierung sind, nach eigenen Regeln arbeiten und sowohl die Bedingungen für die Teilnahme am Kampf um wissenschaftliches Kapital definieren als auch für den Erfolg (Logik des Feldes). Bourdieu hat soziale Felder als Netzwerke „von objektiven Relationen zwischen Positionen“ definiert (Bourdieu & Wacquant, 1996, S. 127). Die Beziehungen zwischen den (individuellen und kollektiven) Akteuren bestimmen den Spielraum des Einzelnen. „Im Wissenschaftsbetrieb (legen) die herrschenden Forscher oder Forschungen zu jedem Augenblick eine Gesamtheit der bedeutenden Gegenstände fest, der Fragen, die für alle anderen Wissenschaftler Bedeutung haben, denen sie ihre Aufmerksamkeit widmen und deren Verfolgung sich schließlich ‚bezahlt‘ macht“ (Bourdieu, 1998, S. 19-22). Am Machtpol eines jeden sozialen Feldes werden die Standards für Erfolg und Misserfolg gesetzt (konkreter: für Publikationschancen, Berufungen und Mittelverteilung).

Um zu verstehen, was im Moment ‚gute‘ Kommunikationswissenschaft ist, werden in diesem Aufsatz die Fellows der International Communication Association (ICA) porträtiert. Mit Blick auf Größe, Themen- und Zeitschriftenspektrum, Internationalität, Einfluss und Autonomiestreben ist die ICA zweifellos die wichtigste wissenschaftliche Gesellschaft im Fach. Unter den zahlreichen Auszeichnungen, die dort in jedem Jahr vergeben werden, spielt der Fellow-Award eine besondere Rolle (www.icaheadq.org). Dies gilt nicht nur wegen des „herausragenden wissenschaftlichen Beitrags“, der für eine Nominierung eingefordert wird, sondern auch, weil ICA Fellows nur von ICA Fellows gewählt werden können. Mit anderen Worten: Die Fachvertreter, die bereits die Anerkennung der stark ausdifferenzierten Fachgemeinschaft haben (und nicht nur einer Schar von Spezialisten oder gar von Praktikern, etwa in der Organisationskommunikation und in der Journalismusforschung), entscheiden, ob neue Kandidatinnen und Kandidaten auf dem gleichen Niveau sind oder nicht. Neben der Forschungsleistung gibt es ein zweites Auswahlkriterium: Dienst am Fach und vor allem an der ICA. Wer hier Fellow wird, muss zu den treibenden Kräften gehören. ICA Fellows bestimmen dabei nicht nur die Gegenwart des Fachs, sondern auch seine Zukunft. Sie sind Vorbilder für die nächsten Generationen, und sie bestimmen als Gutachterinnen und Gutachter (mit), welche Personen, welche Forschungsgegenstände, welche theoretischen Ansätze und welche methodischen Ausrichtungen eine Institutionalisierungschance bekommen.

Die Kollektivbiografie der ICA Fellows, die in diesem Aufsatz präsentiert wird und sich auf 57 persönliche Interviews stützt, hat zwei Ziele. Sie soll erstens zeigen, wer das Feld im Moment regiert, welchen Habitus diese Menschen mitgebracht haben und welche persönlichen Eigenschaften und Fähigkeiten nötig gewesen sind, um in der Kommunikationswissenschaft Erfolg zu haben. Auch wenn das Fach in den vergangenen vier Jahrzehnten erheblich gewachsen ist (sowohl rein zahlenmäßig als auch in Sachen Reputation, vgl. Craig, 2008) und sich die

Lebensläufe der heute 60- bis 70-Jährigen deshalb nur bedingt als Blaupause für den Nachwuchs eignen, dürfte der Blick auf die Altvorderen nicht nur motivieren, sondern auch bei der Beurteilung der eigenen Aussichten helfen. Es ist bekannt, dass der Habitus bei der Nachwuchsauswahl eine entscheidende Rolle spielt, weil es viel einfacher ist, mit Menschen zu arbeiten, die ähnliche Einstellungen und ähnliche Verhaltensmuster haben wie man selbst (vgl. Huber, 2010). „Wir haben einander gefunden“, sagte Bradley Greenberg (Jahrgang 1934), ICA Fellow seit 1983, über seine Doktoranden. „Wer mit mir arbeiten wollte, wusste, was ihn erwartet. Deshalb hatten meine Studenten nie ein Problem mit meiner Arbeitsethik.“

Das Wissen um den Habitus am Machtpol des Feldes führt zum zweiten Ziel: Der vorliegende Aufsatz soll der deutschsprachigen Fachgemeinschaft und hier vor allem dem Nachwuchs die Orientierung auf dem weltweiten Wissenschaftsmarkt erleichtern. Anders als bei Bourdieu, bei dem soziale Felder nationale Grenzen hatten, und im Gegensatz zu älteren Professorgenerationen, die sich auf Mitbewerber, Projekte und Publikationen im Inland konzentrieren konnten, entscheiden heute Aufsätze in englischsprachigen Fachzeitschriften, Gemeinschaftsprojekte mit ausländischen Kolleginnen und Kollegen sowie (mit Abstrichen) Auftritte auf internationalen Tagungen stärker als je zuvor über Karrieren (vgl. Schönbach, 2004). Von dem Wunsch nach internationaler Aufmerksamkeit zeugen unter anderem ein „German Communication Yearbook“ (Brosius & Holtz-Bacha, 1999), das wichtige Forschungsergebnisse für ein internationales Publikum aufbereitete, allerdings eine Eintagsfliege blieb, ein „DGPuK-Wegweiser“ mit dem Titel „How to go international“ (Bilandzic et al., 2004), die entsprechenden Karrieren deutscher Professorinnen und Professoren (etwa: Bernhard Debatin, Silvia Knobloch-Westerwick, Dietram Scheufele, Rene Weber) und das mittlerweile traditionelle Panel der deutschen Fachgesellschaft auf den Jahrestagungen der ICA. Auch ohne diese Veranstaltung stellen Deutsche dort das mit Abstand größte Kontingent nach den US-Amerikanern. 2011 in Boston kamen 152 der 2507 Tagungsteilnehmer aus Deutschland und noch einmal insgesamt 50 aus Österreich und der Schweiz. In der Rangliste dominieren ansonsten englischsprachige und anglo-affine Länder (USA 1634, Großbritannien 79, Niederlande 78, Kanada 64, Israel 45). Frankreich zum Beispiel war in Boston nur mit elf Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftlern vertreten (www.icahdq.org).

2. Theoretischer Hintergrund und Untersuchungsdesign

Bei Bourdieu ist wissenschaftliche Arbeit eine soziale Praxis, die durch die Interessen der verschiedenen Akteure in einem bestimmten Feld genauso geprägt wird wie durch den jeweiligen Grad an Feldautonomie und die Position des Feldes im sozialen Raum insgesamt. Es gibt bei ihm weder „reine“ Forschungsinteressen oder intellektuellen Streit um des Streits willen noch objektive Urteile über Aufsätze oder Vorträge, sondern nur Entscheidungen (etwa: Thema, Untersuchungsdesign, Publikationsort), die sich (bewusst oder unbewusst) an den Profitchancen im Feld orientieren. Die jeweils aktuellen Strukturen eines Feldes sind dabei das Ergebnis sozialer Kämpfe, in denen es letztlich um wissenschaftliche Autorität

geht (um die sozial anerkannte Fähigkeit, in wissenschaftlichen Angelegenheiten zu handeln und zu sprechen) und wo folglich auch ausgemacht wird, welche Forschungsprobleme, welche Theorien und welche Methoden „gute Wissenschaft“ ausmachen (Bourdieu, 1975, S. 19). Bourdieu unterstellt dabei, dass sich wissenschaftliche Autorität (Reputation, symbolisches Kapital) in ökonomisches Kapital umwandeln lässt (bezahlte Stellen, Forschungsmittel). Je autonomer ein wissenschaftliches Feld ist (je weniger also Praktiker oder Politiker die Logik beeinflussen), desto stärker hängen die Akteure vom Urteil ihrer Kollegen ab. „There is no judge who is not also a party to the dispute“ (Bourdieu, 1975, S. 25). Wie „die Gesamtheit der gleichgesinnten Wettbewerber“ die Arbeit der anderen einschätzt, lässt sich zum Beispiel an Erwähnungen im Social Science Citation Index ablesen, an Übersetzungen oder an wissenschaftlichen Preisen (Bourdieu, 1998, S. 23). Egal wie oft Forscher im Fernsehen auftreten, wie viel Geld sie besitzen oder wie viele öffentliche Ausstellungen sie organisieren: All dies ist im wissenschaftlichen Feld nichts wert, solange es nicht von den Kolleginnen und Kollegen anerkannt und so in wissenschaftliches Kapital umgewandelt wird.

Es ist bekannt, dass die Kommunikationswissenschaft im Kampf um wissenschaftliche Autorität eine schlechte Ausgangsposition hatte – nicht nur in Deutschland (vgl. Löblich, 2010). Während sich die anderen Sozialwissenschaften in den USA zum Beispiel in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts an den Universitäten etablierten (vgl. Abbott, 2002), brauchte es den Zweiten Weltkrieg sowie die durch Militär, Geheimdienst und Politik auch im frühen Kalten Krieg weiter finanzierten Arbeiten zur Propaganda, damit Kommunikationsforschung dort als akademische Disziplin anerkannt wurde (Craig, 2008; vgl. Simpson, 1994; Glander, 2000; Pooley, 2008). Dazu kam das wachsende Interesse von Medienindustrie und Studierenden am Gegenstand. Obwohl das Fach seitdem erheblich gewachsen ist, sind Legitimation und Reputation weltweit nach wie vor fragil: Es mangelt vielerorts an Ressourcen, Studienanfänger sowie Medienindustrie sind weniger an wissenschaftlicher Forschung interessiert als an handwerklicher Ausbildung und verwertbaren Resultaten (vgl. Craig, 2008), und die intellektuelle Leistungsfähigkeit scheint zumindest zweifelhaft („academic Taiwan“; Peters, 1986, S. 544). Da sich die Hierarchie innerhalb eines wissenschaftlichen Feldes auf die Berufschancen der Absolventen und die Wahrnehmung der Forschung auswirkt und da sich Akademiker auch deshalb für ihre Position interessieren, gibt es zahlreiche (meist US-zentrierte) Rankings – angefangen beim Verhältnis der Forschungsgebiete untereinander (Doerfel & Barnett, 1999; Donsbach, 2006) über Graduiertenprogramme (Neuendorf et al., 2007; Stephen, 2008; Barnett et al., 2010) und Theoretiker (Beniger, 1990) bis zu Zitationsmustern (Rice et al., 1988; Funkhouser, 1996; Feeley, 2008; Park & Leydesdorff, 2009) und Produktivität (Hickson et al., 1999, 2003; Bunz, 2005).

Dass für diesen Aufsatz trotzdem neues Material erhoben wurde, lässt sich sowohl mit dem Erkenntnisinteresse begründen als auch mit der theoretischen Perspektive. Die gerade zitierten Arbeiten vernachlässigen institutionelle und persönliche Hintergründe. Wissenschaftliche Arbeit wird bei Bourdieu über das Habitus-Konzept und damit über die Erfahrungen analysierbar, die Forscherinnen und Forscher im Laufe ihres Lebens gemacht haben. Diese (individuellen und kol-

lektiven) Erfahrungen wiederum hängen in erster Linie von der sozialen Position ab und führen zu „Systemen dauerhafter Dispositionen“, die als „strukturierende Strukturen“ wirken (Bourdieu, 1976, S. 165), als „Wahrnehmungs-, Denk- und Handlungsschemata“ (Bourdieu, 1987, S. 101). Der Habitus ist so auch ein Schlüssel zu den Themen, Theorien und Methoden, mit denen Kommunikationswissenschaftler arbeiten. Das Konzept zielt zwar auf dauerhafte Dispositionen und betont, dass frühe Erfahrungen (etwa in Kindheit und Jugend) spätere Formen, der Habitus wird aber trotzdem immer wieder modifiziert – durch die Erfahrungen, die mit einer bestimmten sozialen Position zusammenhängen, durch die Logik des Feldes, zu dem die Akteure gehören, und durch die Position der eigenen Disziplin im größeren wissenschaftlichen Feld sowie im sozialen Raum insgesamt. Um konkrete Praxisformen untersuchen zu können, hat Bourdieu den Habitus analytisch geteilt – in *opus operatum* und *modus operandi*. Wie und warum man handelt (*modus operandi*), wird durch die persönliche Lebensgeschichte bestimmt (*opus operatum*). Akteure (auch Wissenschaftler) denken normalerweise nicht über diese Zusammenhänge nach, sondern entwickeln einen praktischen Sinn, der wie ein Instinkt funktioniert und ihnen erlaubt, im Alltag auf alle Situationen zu reagieren. Um den praktischen Sinn zu verstehen, den Kommunikationswissenschaftler mit Forschung, Lehre und Verwaltung verbinden (*Habitus als modus operandi*), muss man ihre Sozialisation (Herkunftsmilieu, Religion, akademische Ausbildung) sowie ihre Arbeits- und Lebensbedingungen (*Habitus als opus operatum*) genauso kennen wie die Strukturen und die soziale Position des Fachs.

In der Kommunikationswissenschaft gibt es zwar zahlreiche (teilweise miteinander konkurrierende) internationale Fachgesellschaften, mit Bourdieus Theorie lässt sich aber begründen, warum sich dieser Aufsatz auf die Fellows der ICA konzentriert. Abgesehen von der eingangs skizzierten Bedeutung der ICA selbst, entsprechen die Kriterien für die Vergabe des Fellow-Awards dem Konzept des wissenschaftlichen Kapitals. „Als ich gewählt wurde, war das eine ganz kleine Gruppe von Leuten, die ich alle sehr bewundert habe“, sagte Bradley Greenberg. „Es hat mich unglaublich gefreut, dass diese Leute mich für stark genug hielten. Es gibt keine Auszeichnung, die mir national oder international größere Anerkennung hätte bringen können.“ Die anderen großen Fachgesellschaften konzentrieren sich entweder auf ein Land (in den USA zum Beispiel die NCA) oder ein bestimmtes Thema (etwa: World Association for Public Opinion Research (WAPOR), Association for Education in Journalism and Mass Communication (AEJMC), Association of Internet Researchers und Society for Cinema and Media Studies), schließen zum Teil Praktiker (AEJMC, WAPOR) und Lehrer (NCA) genauso ein wie Akademiker oder aber vermischen (wie die IAMCR) von vornherein wissenschaftliche und politische Ziele (Nordenstreng, 2008).

Die ICA hat den Fellow-Award erstmals 1979 vergeben. Bis 2010 bekamen 76 Wissenschaftler die Auszeichnung. Zwölf der Preisträger sind bereits tot (James Bradac, Brant Bursell, James Carey, Steven Chaffee, George Gerbner, William Gudykunst, Nathan Maccoby, Gerald Miller, Elwood Murray, Charles Redding, Everett Rogers, Frederick Williams), zwei schwer krank (Robert Goyer, Karl Erik Rosengren) und sechs aus unterschiedlichen Gründen nicht erreichbar (Samuel

Becker, Michael Burgoon, Brenda Dervin, Mary Anne Fitzpatrick, Randall Harrison, James McCroskey). Die anderen 56 wurden in persönlichen Interviews zu ihrem Wissenschafts- und Fachverständnis befragt (Habitus als *modus operandi*), zu Herkunft und Sozialisation (Habitus als *opus operatum*) sowie zu den Strukturen und der sozialen Position des Feldes. Dazu kommt ein Interview mit Ronald Rice, der 2006 ICA Präsident war und 2011 Fellow wurde. Insgesamt gehören 24 ehemalige Präsidenten zum Sample.¹

Die Entscheidung, die ICA Fellows persönlich zu befragen, lässt sich zum einen mit dem Fehlen autobiografischer Literatur begründen und zum anderen theoretisch. Die oft verschlungenen Wege in das wissenschaftliche Feld, die ganz individuelle Wahrnehmung dieses Feldes und der jeweilige Habitus lassen sich in einem Gespräch am besten rekonstruieren. Aus dem gleichen Grund wurden die meisten Befragten an ihrem Arbeitsplatz oder daheim besucht. Dieses Angebot hat die Zusage für das etwa einstündige Interview erleichtert und zugleich erlaubt, mit eigenen Augen zu sehen, dass auch weltberühmte Kolleginnen und Kollegen manchmal in winzigen Büros weitab von allen Attraktionen sitzen (man denke nur an Bloomington oder Urbana-Champaign). Da der Zeitrahmen für die Studie begrenzt war (Dezember 2010 bis Mai 2011), mussten sechs der Gespräche bei der ICA-Tagung in Boston geführt werden und zwei über Skype (Bavelas, Cantor). Die Interviewprotokolle wurden von den Befragten autorisiert.

Analyseinstrument ist eine Kollektivbiografie. Solche Porträts stützen sich normalerweise auf große Datensätze und beschreiben eine Art Norm (Jones, 2001; Meyen, 2007): Wie alt ist der „durchschnittliche“ Kommunikationswissenschaftler, wenn er in das Feld eintritt, welche Qualifikationen waren für die erste feste Stelle nötig, wann gibt es einen Lehrstuhl und wann den Fellow-Award? Da sich der vorliegende Aufsatz auf Gesprächsprotokolle stützt und auf die Strukturen eines wissenschaftlichen Feldes zielt, wurde auf solche Quantifizierungen verzichtet und stattdessen vor allem nach Einstellungen und Verhaltensmustern gefragt. Woher kommen die Arbeitsethik von Bradley Greenberg und seine Ideen in Sachen Mentoring? Im Interview erwähnte er sowohl seine orthodox-jüdische Erziehung als auch das Beispiel seines Vaters („normal war ein Zwölf-Stunden-Tag, sechs Tage die Woche“). Wie haben diese Werte zum kommunikationswissenschaftlichen Feld gepasst und was ist mit den anderen ICA Fellows? Haben sie ähnliche Erfahrungen gemacht oder ist Greenberg eine Ausnahme?

1 Befragt wurden Jim Anderson, Charles Atkin, Sandra Ball-Rokeach, Janet Bavelas, Charles Berger, Jay Blumler, Jennings Bryant, Judee Burgoon, Joanne Cantor, Joseph Cappella, Akiba Cohen, Robert Craig, John Daly, Frank Dance, Stanley Deetz, Jesse Delia, Wolfgang Donsbach, Steve Duck, Gail Fairhurst, Cindy Gallois, Howard Giles, Doris Graber, Bradley Greenberg, Larry Gross, Lawrence Grossberg, Roderick Hart, Robert Hornik, Youichi Ito, Kathleen Jamieson, Elihu Katz, Young Kim, Mark Knapp, Klaus Krippendorff, Annie Lang, Dafna Lemish, Sonia Livingstone, Max McCombs, Jack McLeod, Peter Monge, Jon Nussbaum, Scott Poole, Linda Putnam, Byron Reeves, Ronald Rice, Michael Roloff, Alan Rubin, David Seibold, Michael Slater, James Taylor, Phil Tompkins, Joseph Turow, Patti Valkenburg, Ellen Wartella, David Weaver, Osmo Wiio, Barbara Wilson und Barbie Zelizer.
Siehe http://www.ifkw.uni-muenchen.de/personen/professoren/meyen_michael/publ_meyen/ica_fellows.pdf

3. Die Geografie des Feldes

Das Herz der Kommunikationswissenschaft schlägt nach wie vor in den USA – und hier vor allem an der Westküste und an den Big-Ten-Universitäten im Mittleren Westen. Nur zehn der 57 Befragten (und elf der 76 ICA Fellows, die zwischen 1979 und 2010 gewählt wurden) haben eine Heimatuniversität außerhalb der USA, wobei fast jeder dieser „Ausländer“ starke Verbindungen zum (geografischen) Machtpol des Feldes hat. Akiba Cohen (Israel), Cindy Gallois (Australien) und Janet Bavelas (Kanada) sind gebürtige US-Amerikaner und haben im Land promoviert. Jay Blumler (Großbritannien), der ebenfalls in den USA geboren wurde, James Taylor (Kanada) und Osmo Wiio (Finnland) haben an US-Universitäten gelehrt, und Youichi Ito (Japan) hat in Boston seinen Master gemacht. Ausnahmen von dieser Regel sind Wolfgang Donsbach (ein Schüler von Elisabeth Noelle-Neumann, die von 1978 bis 1991 regelmäßig Gastprofessorin an der University of Chicago war), Patti Valkenburg (Niederlande), die sehr früh begann, mit Joanne Cantor (Wisconsin) zusammenzuarbeiten, sowie Sonia Livingstone (Großbritannien), deren Dissertation von Jay Blumler begutachtet wurde und die anschließend zu Elihu Katz nach Jerusalem ging (allesamt ICA Fellows).

Abbildung 1: Geografie des kommunikationswissenschaftlichen Feldes in den USA (2010)



Heimatuniversitäten der ICA Fellows (2010). Sehr kleine Punkte: ein Fellow, kleine: 2, mittlere: 3, große: 4, sehr groß: 7. Abbildung: Claudia Riesmeyer

Wer die akademische Landkarte der USA kennt, erfasst die Position der Kommunikationswissenschaft auf einen Blick. An den meisten Top-Universitäten gibt es das Fach gar nicht – weder an Ivy-League-Standorten wie Harvard, Yale, Princeton oder Brown noch in Berkeley, am MIT oder an der University of Chicago. Wie wichtig die Präsenz an den reichen Privatschulen ist, zeigt ein Blick auf die Liste der ICA Fellows. Allein zehn arbeiten an den beiden Annenberg Schools in Philadelphia (*University of Pennsylvania*: Joseph Cappella, Robert Hornik, Kathleen Jamieson, Elihu Katz, Klaus Krippendorff, Joseph Turow, Barbie Zelizer) und Los Angeles (*University of Southern California*: Sandra Ball-Rokeach, Larry Gross, Peter Monge). Dazu kommt Byron Reeves in *Stanford*. Hauptdomäne des Fachs sind aber die großen staatlichen Universitäten – vor allem die Big Ten mit mehr als einem Viertel der Interviewten (*Illinois*: Jesse Delia, Scott Poole, Barbara Wilson; *Indiana*: Annie Lang, David Weaver; *Iowa*: Steve Duck; *Michigan State*: Charles Atkin, Bradley Greenberg; *Ohio State*: Michael Slater; *Penn State*: Jon Nussbaum; *Wisconsin*: Joanne Cantor, Jack McLeod) sowie Austin (*University of Texas*: John Daly, Rod Hart, Mark Knapp, Max McCombs) und Santa Barbara (*University of California*: Howard Giles, Linda Putnam, Ronald Rice, Dave Seibold).

In beiden großen Traditionslinien der Kommunikationswissenschaft wird die Geografie des Feldes mit der Gründungsgeschichte erklärt. Sowohl *Journalism* als auch *Speech* konnten sich im Mittleren Westen etablieren, weil die Universitäten dort helfen sollten, die neu besiedelten Gebiete zu entwickeln, und deshalb praktische Aktivitäten wie Schreiben und Sprechen förderten (vgl. Cohen, 1994; Rogers, 1997). Außerdem sei es darum gegangen, den Farmern eine Chance zu geben, mit den reichen Ostküsten-Zöglingen konkurrieren zu können, sagte John Daly, berühmt für seine Arbeiten über Kommunikationsfähigkeiten. „Aufstehen und vor einer Gruppe sprechen zu können, konnte wirklich einen Unterschied machen.“ Dieser Focus zog einen bestimmten Studententypus an. „Europäische Immigranten waren daran interessiert, dass ihre Kinder gut Englisch können und so gute Amerikaner werden“, sagte Joseph Turow, der eigentlich Werbeprofessor werden wollte, als Ivy-League-Student aber keinen einzigen Kurs in Rhetorik oder Journalismus fand. „Die Eliteuniversitäten haben sich im frühen 20. Jahrhundert als Forschungsstätten definiert und alles Handwerkliche weggelassen.“ Dies erklärt, warum der Verleger Walter Annenberg mit dem Wunsch scheiterte, an der University of Pennsylvania Journalisten auszubilden, und sein Geld stattdessen in Schulen floss, die sich fast ausschließlich auf Wissenschaft konzentrierten. Alle Befragten, die dort forschen und lehren, haben von den Bedingungen in Philadelphia und Los Angeles geschwärmt. Kathleen Jamieson meinte zum Beispiel, es sei undankbar, über einen Wechsel auch nur nachzudenken. Interessenten würden außerdem sofort abwinken, wenn sie ihr Gehalt nenne. „Es ist einfach perfekt“, sagte Larry Gross, der an beiden Schulen gearbeitet hat. „Selbst Verwaltung macht Spaß, wenn man Ressourcen hat. Wir müssen eigentlich nur eine Projektidee entwickeln, damit uns die Stiftung Geld gibt.“

Die Geografie des Feldes und seine Wurzeln in der Kommunikationspraxis haben Folgen für die Position im wissenschaftlichen Feld, die über Bezahlung, Forschungsmittel und die „unglaublichen Studenten“ (Sandra Ball-Rokeach) hinaus-

gehen, die die reichen Privatuniversitäten anziehen. Die Spitzenuniversitäten rekrutieren ihr Personal in erster Linie von Spitzenuniversitäten (vgl. Barnett et al., 2010). Da dies auch für die Top-Standorte der Kommunikationswissenschaft gilt, müssen die Fachvertreter den Kolleginnen und Kollegen aus anderen Disziplinen oft erst erklären, was sie machen. „Was Wissenschaft ist, wird an der Ivy League definiert“, sagte Judee Burgoon, die an der University of Arizona in Tucson lehrt und hier stellvertretend für viele der befragten ICA Fellows zitiert wird. „Viele Leute bekommen dort eingepflegt, welche Disziplinen dazugehören. Deshalb kämpfen wir immer noch, nicht einfach nur als Servicedepartment gesehen zu werden, das viele Studierende durchschleust und so Gebührenfelder bringt, aber bei den wirklich wichtigen Dingen eigentlich nicht mitreden muss.“

4. Am Machtpol des Feldes: Habitus als opus operatum

Herkunft und akademische Sozialisation zeigen, warum die Befragten stark aufstiegsorientiert waren (und sind) und dass sie sowohl die Arbeitsethik als auch die Fähigkeiten mitgebracht haben, die für Erfolg im wissenschaftlichen Feld benötigt werden. Wenn es den Durchschnitts-Fellow gibt, dann wurde er (weniger sie) in einer religiösen Nichtakademiker-Familie von Einwanderern der ersten oder zweiten Generation geboren, die Bildung als Mittel für den sozialen Aufstieg sah. Die Eltern von Lawrence Grossberg verlangten zum Beispiel, dass ihre Söhne jede Woche eine Buchrezension schreiben. Die Mutter war Hausfrau, und der Vater war zwar ein Jahr an der Universität gewesen, hatte sich dann aber für einen Job bei der Polizei entschieden. Erstaunlich viele der anderen Befragten kommen aus Familien von kleinen Händlern und Geschäftsleuten. Dass der Unternehmergeist, den sie so in ihren Habitus aufgenommen haben, für eine akademische Karriere nicht schadet, liegt auf der Hand. Dies gilt auch für die beiden Bauernsöhne im Sample. Der Vater von James Taylor war Top-Experte in der Fuchszucht, und Stan Deetz sprach von einer „armen, aber zugleich kreativen Kindheit“. Sein Vater habe zum Beispiel sehr früh versucht, Kühe künstlich zu befruchten.

Zum Herkunftsmilieu gehört bei fast allen ICA Fellows eine religiöse Komponente. Religion meint dabei mehr als den regelmäßigen Kirchgang. Sowohl Juden und Katholiken als auch Presbyterianer und Methodisten sprachen über religiöse Schulen und Universitäten sowie über die Werte, die ihnen dort vermittelt wurden. Bei Bradley Greenberg gehörte harte Arbeit genauso dazu wie Gehorsam gegenüber den Eltern und eine Verpflichtung gegenüber der Gesellschaft. Gail Fairhurst scherzte über ihre „zwanghafte Persönlichkeit“. „Das kommt von den vielen Nonnen, die mich ausgebildet habe. Dort ging es immer um Disziplin.“ Selbst die Ausnahmen entkräften die Regel hier nicht. Ron Rice sagte, er habe weder Protestantismus noch Judentum gebraucht. „Meine Mutter hat uns den Sinn für Verantwortung eingehämmert. Sie war stärker als jede Religion hätte sein können.“ Und Charles Berger führte seine Arbeitsethik („Ich versuche nur, produktiv zu sein“) auf seinen deutschen Großvater zurück. „Aufgaben hatte man bei ihm zu erledigen. Punkt.“ Die Verantwortung für die Gesellschaft lässt sich neben der Religion auch auf politische Aktivitäten in der Familie zurückführen. Einige der Eltern waren Sozialarbeiter und andere in Parteien aktiv (vor allem im

linken Spektrum). Dies alles passte später zu der Emanzipationsidee, die das kommunikationswissenschaftliche Feld in seinen Anfängen geprägt hatte.

4.1 Fähigkeiten und Interessen

Dass die ICA Fellows nahezu ausnahmslos gute Schüler waren und sehr früh Talent beim Schreiben und bei öffentlichen Auftritten zeigten, war zu erwarten. Bourdieu (1987) zufolge beobachten wir (bewusst oder unbewusst) unsere Fähigkeiten, um am Ende ein Feld zu finden, in dem wir daraus möglichst viel Kapital schlagen können. Es gibt ein zweites Gebiet, auf dem viele der Befragten bereits in ihrer Kindheit glänzten: Mathematik und Naturwissenschaften. Joseph Cappella studierte zunächst Physik und sein Schüler Scott Poole begann mit Biochemie („Ich war zweimal Finalist bei einem internationalen Wettbewerb“). Michael Slater interessierte sich für theoretische Physik und Ron Rice für ein Mathematikstudium, Charles Berger begann als Elektroingenieur, und Klaus Krippendorff arbeitete sogar als Ingenieur. „Ich war gut in Mathe und konnte alles Mögliche rechnen.“ Während all diese Kollegen für quantitativ-empirische Untersuchungen bekannt sind, haben auch einige der Theoretiker des Fachs von einer frühen Nähe zu den Naturwissenschaften berichtet. Stan Deetz begann in Chemie und machte seinen ersten Abschluss in Wirtschaft. „Dort konnte ich weiter rechnen, kam aber trotzdem aus dem Labor heraus.“ Larry Grossberg, heute eine der Kultfiguren der Cultural Studies, gewann schon an der High School einen Forschungspreis, arbeitete in den Ferien in Yale und war sich sicher, Biochemiker zu werden. Seine Professoren in Rochester interessierten sich dann aber nur für ihr Fach und nicht für das, was damals, in den frühen 1960er Jahren, sonst an den US-Universitäten passierte.

4.2 Studienfächer

Regiert wird das Feld heute von studierten Kommunikationswissenschaftlern im weitesten Sinn des Wortes. Nur zwölf der 57 Befragten haben ihren Dokortitel in einer anderen Disziplin bekommen. Neben zwei Politikwissenschaftlern (Jay Blumler, Doris Graber) und zwei Soziologen (Sandra Ball-Rokeach, Elihu Katz) gibt es am Machtpol sieben promovierte Psychologen (Janet Bavelas, Steve Duck, Cindy Gallois, Howard Giles, Larry Gross, Sonia Livingstone, Jack McLeod). In gewisser Weise ist Patti Valkenburg hier die Nummer acht. Sie kommt zwar aus der Pädagogik, hat dort aber bereits als Medienpsychologin gearbeitet. Die Schlussfolgerung liegt auf der Hand: Das Feld ist der Psychologie heute näher als Soziologie, Politikwissenschaft oder irgendeiner anderen akademischen Disziplin. Diese These wird zwar gleich noch durch einen Blick auf die methodische Orientierung am Machtpol gestützt, sie lässt sich aber auch mit dem Auszeichnungsalter der anderen vier ‚Fachfremden‘ begründen. Ball-Rokeach, Blumler, Graber und Katz wurden erst mit 65 Jahren oder sogar noch später ICA Fellow, obwohl sie sich jeweils schon zwei Jahrzehnte oder länger im Feld bewegten.

Dass es auf der Ebene der BA-Abschlüsse etwas mehr Vielfalt gibt (unter anderem acht Literaturwissenschaftler und drei Historiker), hat auch mit der späten

Institutionalisierung der Kommunikationswissenschaft zu tun sowie mit dem College-System in den USA, das nicht sofort eine Spezialisierung verlangt. Akiba Cohen, Dafna Lemish und Barbie Zelizer zum Beispiel haben sich zwar sehr früh für Medien und Journalismus interessiert, in Israel (wo alle drei studiert haben) gab es damals aber keine entsprechenden Angebote für Erstsemester. Dass sie wie die meisten anderen Fellows (39 von 57) schon zum Master in die Kommunikationswissenschaft gewechselt sind, lässt sich auch mit wechselseitiger Passung begründen. Zum einen war das Feld einst genau für Leute wie sie geschaffen worden, und zum anderen baute auch die neue Forschungsdisziplin, die auf den Fundamenten von *Journalism*, *Speech* und *Rhetoric* entstanden war, keine Zugangshürden. Ron Rice zum Beispiel, der Englisch an der Columbia University studiert hatte, konnte dort nicht promovieren, weil ihm als Kind aus einfachen Verhältnissen die nötigen Sprachkenntnisse fehlten („man brauchte dort Mittelfranzösisch und so etwas“). Joanne Cantor, die aus dem gleichen Fach kommt (wenn auch aus besserem Hause), hörte Ende der 1960er in Paris von Marshall McLuhan, wo sie als Sekretärin bei Twentieth Century Fox jobbte. „Das Fach war neu und verlangte von den Bewerbern keine besonderen Vorkenntnisse. So kam ich zur Annenberg School.“

4.3 Frühe Berufswünsche

Die beiden Haupt-Traditionslinien des Fachs spiegeln sich in den ersten Kommunikationsaktivitäten der ICA Fellows. Zum Sample gehören 19 frühere Journalisten und 13 Debattierer. Wichtigste Ausnahme sind hier die Psychologen. Obwohl einige Fachhistoriker kaum Gemeinsamkeiten zwischen beiden Teilfeldern sehen (Pooley, 2008, S. 45), sind Berufsmotivation und akademische Ausbildung sehr ähnlich. In den 1950er und 1960er Jahren zogen sowohl junge Journalisten als auch Debattierer aus, um die Welt zu verändern. „Beim Debattieren geht es darum, andere zu beeinflussen“, sagte Michael Roloff. Deshalb sei es ihm später leicht gefallen, zu Einstellungen zu arbeiten. Dass er wie viele andere Debattierer zunächst Lehrer oder Anwalt werden wollte, lag nicht nur an seiner Eloquenz, sondern auch an der Herkunft. Wer aus einer Nichtakademiker-Familie kommt, kennt normalerweise nur wenige Berufe, die einen Universitätsabschluss verlangen. Der Wunsch, die Welt zu verändern, wurde durch die Werte verstärkt, die über eine religiöse Erziehung und in einer Umgebung vermittelt wurden, die soziale Verantwortung schätzte. Es ist daher kaum überraschend, dass einige ICA Fellows politische Aktivisten waren (etwa Jesse Delia, Wolfgang Donsbach, Larry Gross, Linda Putnam, Ellen Wartella oder Osmo Wiio, der in Finnland sogar für eine Legislaturperiode ins Parlament gewählt wurde). Bei den US-Amerikanern, die in den 1930er und 1940er Jahren geboren wurden (die große Mehrheit der Befragten), kam der Vietnamkrieg dazu, der bei einigen auch die Waage in Richtung Sozialwissenschaften neigen ließ. Während der Proteste sei ihm klar geworden, dass Menschen am wichtigsten sind, sagte Scott Poole. Und Rod Hart, der eigentlich in Englisch promovieren wollte, meinte, ihn habe fasziniert, wie die Gesellschaft über Sprache verändert worden sei.

4.4 Michigan-State-Habitus: quantitative Methoden

Egal ob man damals eher aus der Journalismus-Tradition kam oder aus den Debatteklubs, ob man sich eher mit Massenmedien beschäftigte, mit interpersonaler oder mit Organisationskommunikation: Kern der Ausbildung waren quantitative empirische Methoden. Dieses Paradigma erfüllte die Normen der US-Forschungsuniversität und die Wünsche der Kommunikationsindustrie (vgl. Rogers, 1997; Löblich, 2010) und bescherte den späteren ICA Fellows ein Erweckungserlebnis, das zu ihrem Habitus passte. Jack McLeod, der eigentlich Journalist werden wollte, entschied nach einem Methodenkurs, in der Wissenschaft zu bleiben. „Mein Lehrer Malcolm McLean war davon überzeugt, dass man mit den neuen Methoden und statistischen Verfahren den Journalismus verbessern könne.“ Auf der anderen Seite des Feldes, bei den Sprachforschern, lief das ganz ähnlich. „Viele meiner Kommilitonen wollten nicht rechnen“, sagte Judee Burgoon. „Im Master sagte Brad Lashbrook dann, wir können jammern, soviel wir wollen. Ohne Methoden geht nichts.“

Natürlich mussten nicht alle in die Statistikurse getragen werden. Der Psychologe Charles Berger weiß aber, dass er sich von den anderen Doktoranden unterschieden hat, die in den frühen 1960er Jahren mit ihm an die Michigan State University kamen. „Ich kannte Experimente und Umfragen. Es gab dort Leute, die im Bachelor überhaupt keine Methoden hatten.“ Berger berichtete von einem starken Druck in Richtung Sozialwissenschaften, der vor allem von David Berlo, Hideya Kumata, Erwin Bettinghaus und Gerald Miller ausgegangen sei. „Diese Leute hatten eine Mission. Sie wollten quantitative Forschung und waren überzeugt, dass es mit der Geisteswissenschaft vorbei war.“ David Berlo (1929 bis 1996) hatte in Illinois promoviert, war wie Kumata und Bettinghaus ein Zögling von Wilbur Schramm und leitete das Department in East Lansing von 1957 bis 1971. Folgt man Everett Rogers (2001), dann hat Berlo seine Doktoranden als Schlüssel zum Erfolg gesehen. Dem Rhetoriker Gordon Whiting habe Berlo zum Beispiel regelrecht angedroht, einen „echten“ Wissenschaftler aus ihm zu machen. Rogers selbst hat sich im Rückblick vor allem über die Kameradschaft zwischen den Professoren gewundert und dies genau wie den Focus auf Quantifizierung mit der Unsicherheit über den Status des neuen Feldes erklärt. Berlo habe seine Leute in den Kampf gegen eine feindliche Umgebung geführt und dies auch körperlich sichtbar gemacht. Er habe am Schluss 270 Pfund gewogen und mit dunklen Maßanzügen Establishment vorgetäuscht.

Der an der Michigan State University kultivierte Habitus hat das Feld sehr schnell geprägt. Dazu gehörten der Focus auf quantitative Methoden, statistische Verfahren und Datenanalyse, Männerbündelei, die Annahme, dass das Fach an der Universität ein Außenseiter ist, großes Engagement für dieses Fach und die Gewissheit, dass die eigene methodologische Orientierung anderen Zugängen zum Gegenstand überlegen war. Acht der befragten ICA Fellows haben in East Lansing promoviert (Berger, Cappella, Cohen, Craig, Monge, Reeves, Roloff, Seibold), vier sind dem Department auf andere Weise verbunden (Atkin, Burgoon, Greenberg) und drei hatten Mentoren, die von dort kamen (Duck, Hart, Kim). Die anderen großen Standorte können hier bei weitem nicht mithalten. Sechs der

Befragten haben in Wisconsin promoviert, vier in Stanford und je drei in Illinois, Penn, Purdue und Columbia (Doris Graber, Larry Gross und Elihu Katz, die aus anderen Disziplinen in das Feld gekommen sind und zugleich die These bestätigen, dass die Ivy League die US-Universitäten dominiert). Wie wichtig Michigan State für die Kommunikationswissenschaft war (und ist), lässt sich in den Interviewprotokollen nachvollziehen. Jack McLeod lehnte nach seiner Promotion ein Jobangebot aus East Lansing ab („Dort ging es nur darum, besser zu sein als andere. Das war der reinste Terror“), und gleich mehrere Befragte sprachen von der „Michigan-Mafia“, die geglaubt habe, allein über Präsidenten und Fellows der ICA bestimmen zu können. Die Soziologin Sandra Ball-Rokeach war sogar „geschockt“, als sie das erste Mal zu einer ICA-Tagung kam. „Ich hatte bei so etwas noch nie Dreiteiler gesehen. Es sah eher aus wie bei einer Firma und nicht wie an der Universität.“

Trotzdem war die Kommunikationswissenschaft für viele ICA Fellows eine Berufung. Der Wunsch, sozial aufzusteigen, sich zu bilden und dadurch die Welt zu verändern, sowie die Bereitschaft, dafür hart zu arbeiten und sich politisch oder sozial zu engagieren, führten an der Universität zu Spaß am Forschen und Lehren. „Der Unterricht war sehr stimulierend“, sagte Phil Tompkins, der erst Schriftsteller werden wollte und dann Anwalt („Menschen helfen“). „Bessere Abnehmer konnte ich nirgendwo finden.“ Das Feld verlangte nach den Talenten und Fähigkeiten, die die späteren ICA Fellows mitbrachten, und war eine Herausforderung, weil es neu war und ein Legitimationsproblem hatte. Der Weg zu mehr Anerkennung wurde von den Disziplinen am Machtpol des Feldes vorgezeichnet. Die wenigen Theoretiker und Anhänger qualitativer Methoden unter den Befragten sind schnell genannt: Dafna Lemish, Larry Grossberg, Kathleen Jamieson, Barbie Zelizer, Robert Craig und Stan Deetz. Quantitative Forschung versprach wissenschaftliche Autorität – an der Universität und in der Praxis. Rod Hart war deshalb besonders froh über den Fellow-Award. „Ich mache zwar Sprachanalysen am PC, bin aber trotzdem eher ein Geisteswissenschaftler und war einer der allerersten Fellows mit diesem Hintergrund.“ Hart, der jetzt auf die 70 zugeht und lange Dekan an der University of Texas in Austin war, wünscht sich immer noch, mehr Statistik zu können. „Ich wusste nicht, dass ich es brauchen würde.“

5. Erfolg im Feld heute und morgen: Habitus als modus operandi

Wie in der Einleitung bereits angedeutet, taugen die ICA Fellows nur bedingt als Vorbild für die nächste Wissenschaftlergeneration. Viele der Befragten haben berichtet, dass es ihre Forschungsrichtung überhaupt nicht gegeben habe, als sie an der Universität anfangen. Stärkstes Erfolgsfundament war deshalb das Abstecken eines Themengebiets, in dem sie ihre Stärken ausleben konnten und das ihnen dann Ruhm und Ehre brachte. David Weaver hofft zum Beispiel, dass seine Journalistenbefragungen weitergeführt werden, und Annie Lang zitierte Frank Sinatra, als sie gefragt wurde, worauf sie besonders stolz sei: „I did it my way.“ Mit ihrem psycho-physiologischen Ansatz sah sich Lang als Außenseiterin. „Es ist immer wieder ein Horror, bis ein Aufsatz endlich durch ist.“ Mit dieser Erfahrung steht sie allerdings keineswegs allein. Der Medienpsychologe Jennings Bryant („Es war

fast unmöglich, damit veröffentlicht zu werden“) und der Beziehungsforscher Steve Duck („Als ich anfang, waren wir eine Randgruppe“) hatten genauso zu kämpfen wie Larry Grossberg (Cultural Studies) oder die Feministin und Kinderforscherin Dafna Lemish. Auch wenn die Zeiten der Pioniere vorbei sind, zeigen die Karrieren dieser Kolleginnen und Kollegen, wie man ein neues Thema und damit letzten Endes sich selbst im Feld etabliert. Steve Duck hat das lehrbuchreif vorgeführt. Er begann mit einer Serie von Konferenzen, gründete dann eine Zeitschrift (*Journal of Social and Personal Relationships*) und ein internationales Netzwerk, und veröffentlichte schließlich ein Handbuch (Duck, 1988). „Es gab keinen Masterplan. Ich wollte nur, dass meine Forschung anerkannt wird.“

Es gibt eine zweite Eigenschaft, die viele ICA Fellows gemeinsam haben und die sich als Ratschlag für den Nachwuchs lesen lässt: Hartnäckigkeit. „Wenn man wirklich etwas beitragen will, muss man bei einem Thema bleiben“, sagte David Weaver. Die Ausnahmen von dieser Regel gehören fast ausschließlich zur ersten Fachvertreter-Generation – Forscherlegenden wie Elihu Katz, Bradley Greenberg („Ich habe mir immer Themen gesucht, zu denen es noch nichts gab“) oder Mark Knapp („Ich habe alle meine Kurse selbst erfunden“). Die anderen Befragten erlebten diesen Wissenschaftlertypus oft noch als Lehrer. „Als ich angefangen habe, gab es kaum Leute im Feld, die zu irgendetwas Experten waren“, sagte Ellen Wartella, Jahrgang 1949, die schon als Masterstudentin zu Kindern und Medien arbeitete. „Ich wollte nicht von einem Thema zum nächsten hüpfen. Ich wollte eine Sache wirklich gut können.“ Heute wird Wartella in der Politikberatung genauso ernst genommen wie in den Nachbardisziplinen.

Was hier schon anklingt, war eigentlich zu erwarten: ICA Fellows engagieren sich für das Feld (als Zeitschriftenherausgeber, als Präsidenten oder als Sprecher in der Öffentlichkeit) und leben dafür, die wissenschaftliche Autorität der Kommunikationswissenschaft zu verbessern – etwas, was letztlich auch zu den Nominierungskriterien für den Fellow-Award gehört und viele der Interviews zu Erfolgsgeschichten macht, an denen die Befragten selbst mitgeschrieben haben. „Ich habe eine Buchserie gestartet, die jetzt mehr als 600 Bände hat“, erzählte zum Beispiel Jennings Bryant. Vor mehr als drei Jahrzehnten habe ihn ein Kollege aus der Philosophie nach den drei Werken gefragt, auf die er am meisten stolz sei. Als er das (damals noch druckfrische) Buch von Blumler und Katz (1974) aus dem Regal genommen habe, sei es fast auseinander gefallen. „Der Philosoph sagte, dass zu einer großen Disziplin auch großartige Bücher gehören. Sonst würden wir unsere Zweitklassigkeit zementieren.“ Weniger sichtbar als Bücher sind die Leistungen in der Lehre und vor allem in der Universitätsverwaltung. Scott Poole erklärte die vielen Führungspositionen mit dem Habitus von Kommunikationswissenschaftlern. „Wir können Dinge planen und steuern, wir können verhandeln. Es gibt nichts Besseres als einen Dekan von uns, der versteht, was in der Soziologie abläuft.“ Solche Positionen sind zugleich ein Indikator für die Reputation einer Disziplin. Selbst die Annenberg-Forscher Larry Gross und Robert Hornik verwiesen auf all die Campus-Büros und Komitees, die von Fachvertretern geleitet wurden und werden, als sie nach dem Image ihrer Schulen gefragt wurden.

Eine Prognose fällt schwer. Der Machtpol der Kommunikationswissenschaft wird von akademischen Neulingen dominiert, die in Familien mit langer Universi-

tätstradition als solche erkennbar sind und dem Fach so kaum zu mehr Autorität im wissenschaftlichen Feld verhelfen können. Der gleiche Habitus ist aber auch mit einer starken Arbeitsethik sowie mit zahlreichen Fähigkeiten verknüpft, die für akademischen Erfolg nötig sind. Daneben wird das Fach weltweit von Studenten überlaufen, was zwar Geld in die Kassen bringt, zugleich aber den Ruf festigt, „leicht“ zu sein und vor allem Handwerk zu lehren. Es ist kein Zufall, dass die Geografie des Feldes von Einrichtungen bestimmt wird, die diesen Teil der Ausbildung ganz oder wenigstens zum Teil vernachlässigen können. Die meisten Befragten wissen um diese Widersprüche und sorgen sich um den Bestand in Krisenzeiten. Immer wieder wurde dabei auf Zitationsmuster verwiesen. „Die anderen Disziplinen lesen oder erwähnen unsere Sachen nicht“, klagte zum Beispiel Young Kim.

Hoffnung bietet nicht nur der Studentenzustrom, sondern auch die Ökonomisierung der Hochschulen. „Ohne Drittmittel gehört man nicht zur Spitzenklasse“, sagte Judee Burgoon. Die ICA Fellows selbst stehen für die Fortschritte des Fachs in diesem Bereich. Jon Nussbaum sprach sogar von einer „fantastischen“ Entwicklung, weil Kommunikationswissenschaftler heute im Gegensatz zu früher bei den großen Forschungsförderern punkten. Gegen solchen Optimismus spricht die Größe des Fachs. Die Fachgesellschaft der Politikwissenschaftler in den USA hat 15 000 Mitglieder (www.apsa.org), die der Soziologen 21 000 (www.asanet.org) und die der Psychologen sogar 150 000, wobei dort auch Praktiker organisiert sind (www.apa.org). Der David Kommunikationswissenschaft hat allerdings ein Konjunktur-Thema und einen Machtpol, an dem Forscherinnen und Forscher mit starker Aufstiegsmotivation, Leidenschaft und vor allem mit der „richtigen“ Methodologie dominieren. „Wer bekommt die Drittmittel?“ fragte Bradley Greenberg. Seine Antwort: „Normalerweise weder Künstler noch Geisteswissenschaftler, sondern die Quantitativen.“

Der Zugang zu Fördergeldern verändert das Feld bereits heute. Dies gilt sowohl für Personen als auch für Forschungsthemen, wobei keineswegs nur die Gesundheitskommunikation auf der Gewinnerseite steht. „Organisationskommunikation und neue Medien sind ganz oben, weil beide für die gesamte Disziplin wertvoll sind“, sagte Jim Anderson. „Beide sind außerdem förderfähig.“ Bei der Frage nach den Verlierern taten sich die Befragten schwerer. Anderson nannte zum Beispiel Rhetorik und Cultural Studies, die bei ihm in Salt Lake City von den Geldern leben würden, die PR-Forscher einwerben. Drittmittelprobleme nannten vor allem die ICA Fellows, die zu interpersonaler, nonverbaler oder Alltagskommunikation arbeiten. Die Konzentration auf externe Förderung hat die Emanzipation des Feldes dagegen beschleunigt. Genau jede zweite der befragten 18 Frauen bekam den Fellow-Award zwischen 2006 und 2010, unter ihnen allein vier, die zu Kindern forschen (Lemish, Livingstone, Valkenburg, Wilson). „Dort ist heute wirklich Geld“, sagte Joanne Cantor, ICA Fellow seit 1999.

Nicht geändert hat sich dagegen der Wunsch, mit dem die meisten ICA Fellows einst ausgezogen sind: „to leave the world a better place“ (Doris Graber). Dies erklärt, warum Kritiker wie Jim Anderson oder Charles Berger „die Wirkung unserer Arbeit“ vermissen, warum über das Feld hinaus prominente Kolleginnen wie Ellen Wartella oder Kathleen Jamieson von vielen Befragten als Vorbilder genannt

wurden und warum Medienpräsenz zum Habitus der führenden Fachvertreter gehört. „Wenn wir unser Wissen nicht verbreiten, wird jemand anders das Publikum anleiten, egal ob er Ahnung hat oder nicht“, sagte Joanne Cantor. Obwohl keineswegs alle ICA Fellows ihre Professorenrolle gleich interpretieren, kommt die größte Zufriedenheit aus dem Mentoring. Wer die Welt verbessern will, fängt am besten mit den Menschen in seiner unmittelbaren Umgebung an – mit Studenten und vor allem mit den Doktoranden. Über die Lebensdauer ihrer Schriften hatten die Befragten keine Illusionen, vielleicht auch, weil sie sicher sind, dass ihre Schüler da sein werden.

6. Fazit

Die Zusammenfassung kann knapp ausfallen. Die Kommunikationswissenschaft hat nicht nur in Deutschland vergleichsweise spät an den Universitäten Fuß fassen können, wurde lange in erster Linie als Ausbildungsdisziplin gesehen und ist in den USA (wo die große Mehrheit der ICA Fellows und damit der Kolleginnen und Kollegen mit der größten wissenschaftlichen Autorität forscht und lehrt) bis heute an den meisten akademischen Eliteeinrichtungen nicht vertreten. Das Legitimationsproblem wird noch dadurch verschärft, dass am Machtpol des Feldes Aufsteiger sitzen: Kinder aus Nichtakademikerfamilien, die im Glauben an Bildung, Arbeitsmoral und soziale Verantwortung erzogen wurden, eigentlich Journalistin oder Lehrer, Anwalt oder Politikerin werden wollten, aber eine akademische Laufbahn einschlugen, als sie merkten, dass das Fach ihre kommunikativen Fähigkeiten sowie (vielleicht noch stärker) ihre Affinität zu den Naturwissenschaften belohnte und sich außerdem geradezu anbot, den Wunsch nach Weltveränderung auszuleben – weil es einen besseren Platz im wissenschaftlichen Feld verdiente und die Kommunikatoren der Zukunft ausbildete. Wissenschaftliche Autorität versprach die Orientierung an quantitativen Methoden und hier zuallererst an der Psychologie, die im Sample der vorliegenden Studie nicht zufällig das mit Abstand größte Kontingent an „Einwanderern“ aus anderen Disziplinen stellt.

Erfolg brachte in beiden Traditionslinien des Fachs neben einer quantitativ-sozialwissenschaftlichen Orientierung vor allem die Konzentration auf ein bestimmtes Themengebiet. Obwohl gerade die ICA Fellows in jeder Hinsicht die besten Werbeträger für die Kommunikationswissenschaft sind, ist die Zukunft des Fachs keineswegs gesichert. Der Rahmen für Strukturprognosen lässt sich jedoch abstecken. Dazu gehören die anhaltende Nachfrage durch Studierende, der gesellschaftliche Bedeutungsgewinn von Kommunikationsfragen und der Druck in Richtung Drittmittelforschung genauso wie das Beharrungsvermögen akademischer Institutionen (Charles Atkin: „Es wird sich nicht viel verändern. Ich bin seit 40 Jahren dabei, und es sieht heute nicht viel anders aus als damals“) und die Auswirkungen der Globalisierung. Fast keiner der Befragten hat einen Hinweis auf die Universitäten in China vergessen. Auch dort wird man sich allerdings daran orientieren müssen, was zurzeit am Machtpol des Feldes passiert.

Literatur

- Abbott, A. (2002). *Chaos of Disciplines*. Chicago: University of Chicago Press.
- Barnett, G. A., Danowski, J. A., Feeley, T. H., & Stalker, J. (2010). Measuring quality in communication doctoral education using network analysis of faculty-hiring patterns. *Journal of Communication*, 60, 388-411.
- Beniger, J. R. (1990). Who are the Most Important Theorists of Communication? *Communication Research*, 17, 698-715.
- Bilandzic, H., Lauf, E., & Hartmann, T. (2004). *How to go international. DGPK-Wegweiser zu internationalen Tagungen und Fachzeitschriften in der Kommunikationswissenschaft*. München: DGPK.
- Blumler, J. G. & Katz, E. (1974). *The uses of mass communications: Current perspectives on gratifications research*. Beverly Hills: Sage.
- Bourdieu, P. (1975). The specificity of the scientific field and the social conditions of the progress of reason. *Social Science Information*, 14(6), 19-47.
- Bourdieu, P. (1976). *Entwurf einer Theorie der Praxis auf der ethnologischen Grundlage der kabyliischen Gesellschaft*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Bourdieu, P. (1987). *Die feinen Unterschiede*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Bourdieu, P. (1998). *Vom Gebrauch der Wissenschaft*. Konstanz: UVK.
- Bourdieu, P., & Wacquant, L. (1996). *Reflexive Anthropologie*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Brosius, H., & Holtz-Bacha, C. (Hrsg.). (1999). *German Communication Yearbook*. Bridgehampton: Hampton Press.
- Bunz, U. (2005). Publish or perish: A limited author analysis of ICA and NCA journals. *Journal of Communication*, 55, 703-720.
- Cohen, H. (1994). *The History of Speech Communication*. Annandale: SCA.
- Craig, R. T. (2008). Communication as a field and discipline. In W. Donsbach (Ed.), *International Encyclopedia of Communication*. Oxford: Blackwell.
- Doerfel, M. L., & Barnett, G. A. (1999). A comparison of the semantic and affiliation networks of the International Communication Association. *Human Communication Research*, 25, 589-603.
- Donsbach, W. (2006). The Identity of Communication Research. *Journal of Communication*, 53, 437-448.
- Duck, S. W. (1988). *Handbook of Personal Relationships*. Oxford: Wiley.
- Feeley, T. H. (2008). A bibliometric analysis of communication journals from 2002 to 2005. *Human Communication Research*, 34, 505-520.
- Funkhouser, E. T. (1996). The evaluative use of citation analysis for communication journals. *Human Communication Research*, 22, 563-574.
- Glander, T. (2000). *Origins of Mass Communication Research during the American Cold War: Educational Effects and Contemporary Implications*. Mahwah: Lawrence Erlbaum.
- Hickson, M., Stacks, D. W., & Bodon, J. (1999). The status of research productivity in communication: 1915-1995. *Communication Monographs*, 66, 178-197.
- Hickson, M., Turner, J., & Bodon, J. (2003). Research productivity in communication: An analysis, 1996-2001. *Communication Research Reports*, 20, 308-319.
- Huber, N. (2010). *Kommunikationswissenschaft als Beruf*. Köln: Halem.
- Jones, D. K. (2001). Researching Groups of Lives. *Qualitative Research*, 1, 325-346.

- Löblich, M. (2010). *Die empirisch-sozialwissenschaftliche Wende in der Publizistik- und Zeitungswissenschaft*. Köln: Halem.
- Meyen, M. (2007). Die „Jungtürken“ der Kommunikationswissenschaft. Eine Kollektivbiographie. *Publizistik*, 52, 308-328.
- Neuendorf, K. A., Skalski, P. D., Atkin, D. J., Kogler-Hill, S. E., & Perloff, R. M. (2007). The view from the Ivory Tower: Evaluating doctoral programs in Communication. *Communication Reports*, 20, 24-41.
- Nordenstreng, K. (2008). Institutional Networking: The Story of the International Association for Media and Communication Research. In D. W. Park & J. Pooley (Eds.), *The History of Media and Communication Research* (S. 225-248). New York: Peter Lang.
- Park, H. W., & Leydesdorff, L. (2009). Knowledge linkage structures in communication studies using citation analysis among communication journals. *Scientometrics*, 81, 157-175.
- Peters, J. D. (1986). Institutional Sources for Intellectual Poverty in Communication Research. *Communication Research*, 13, 527-559.
- Pooley, J. (2008). The New History of Mass Communication Research. In D. W. Park & J. Pooley (Eds.), *The History of Media and Communication Research* (S. 43-69). New York: Peter Lang.
- Rice, R. E., Borgman, C. L., & Reeves, B. (1988). Citation networks of communication journals, 1977-1985: Cliques and positions, citations made and citations received. *Human Communication research*, 15, 256-283.
- Rogers, E. M. (1997). *A history of communication study: A biographical approach*. New York: Free Press.
- Rogers, E. M. (2001). The department of communication at Michigan State as a seed institution for communication study. *Communication Studies*, 52, 234-248.
- Schönbach, K. (2004). Was heißt und zu welchem Ende wollen wir Internationalisierung? *Publizistik*, 49, 337-341.
- Simpson, C. (1994). *Science of Coercion: Communication Research and Psychological Warfare, 1945-1960*. New York: Oxford University Press.
- Stephen, T. (2008). Measuring the reputation and productivity of communication programs. *Communication Education*, 57, 297-311.

Communication's dominant pole

A collective biography of ICA's Fellows

The present article has two targets. First, it explores the personal traits and abilities promising the greatest possible success in the academic field of communication. By doing so, the study, secondly, aims to enable German researchers to enter the worldwide scientific community. Where former generations of professors just faced national projects, audiences and promotion criteria, now international publications and cooperations are a decisive factor for success in academia. This applies in particular for German communication and media researchers (Schönbach, 2004). The desire for international attention led, among other things, to a „German Communication Yearbook“ (Brosius & Holtz-Bacha, 1999) and to the guide „How to go international“ published by the national communication association DGpuK (Bilandzic et al., 2004). There are several examples for Germans' careers in US higher education (just to name a few outstanding researchers: Bernhard Debatin, Silvia Knobloch-Westerwick, Dietram Scheufele, and Rene Weber) and there is a now traditional DGpuK panel at ICA's annual conferences. Second to US Americans, the Germans are the best-represented national community at those conferences. 2011 in Boston, 152 out of the 2507 participants came from Germany and further 50 from Austria and Switzerland (USA 1634, United Kingdom 79, The Netherlands 78, Canada 64, Israel 45). France, for example, had only eleven people there (www.icahdq.org).

Theoretical Background and Research Design

By examining the academic field's dominant pole, the present article should reveal the structures of communication. This idea is grounded on Bourdieu's sociology (Bourdieu, 1984, 1988). His concepts of habitus, capital and field provide an interpretive framework to analyze and explain both the structures of an academic discipline and interrelations between individual biographies, intellectual approaches, role perceptions, academic institutions, and other contexts such as politics, economy, or media system (Löblich & Scheu, 2011). According to Bourdieu (1975, p. 19), “the scientific field is the locus of a competitive struggle, in which the specific issue at stake is the monopoly of scientific authority, defined inseparably as technical capacity and social power, or, to put it in another way, the monopoly of scientific competence, in the sense of a particular agent's socially recognised capacity to speak and act legitimately (...) in scientific matters”. So, all scientific practices aim at the acquisition of scientific authority and thereby at the evaluation criteria of those practices themselves. What is at stake in the struggle is no less than the definition of “good science” – of the questions, theories, and methods that “may be regarded as scientific” and that a subfield such as communication is all about (Lubken, 2008, p. 34-35). The more autonomous an academic subfield is, the more its specificity comes true: “There is no judge who is not also a party to the dispute” (Bourdieu, 1975, p. 23, 25). In other words, the acquisiti-

on of scientific authority (reputation, prestige) requires recognition by colleagues (Bourdieu, 2004, p. 55).

In the field of communication, there is a perfect indicator for scientific authority: ICA's Fellow Award. Beyond doubt, the International Communication Association is the world's most important scholarly association in the field today. Fellow status in ICA is a hallmark of excellence. It's not only the "distinguished scholarly contributions to the broad field of communication" that are required (www.ica-hdq.org), but also the idea that ICA Fellows are elected by ICA Fellows exclusively. The scholars that are already recognized by the scientific community have to decide if the nominees are at the same level. Except of research, ICA's website mentions a second group of nomination criteria: "service to the ICA and socially or professionally significant service to other publics such as business, government, education, etc." As a result of all those criteria, fellow status in ICA is an indicator that the people who get that recognition are moving powers in the discipline. Who are the people that rule the field? Where do they come from and how did they get into academia? From whom did they learn to do good science and what are the principles and parameters that guide their work?

The tool to answer these question is a collective biography of ICA's Fellows. The present study is based on 57 personal interviews which focused on the (academic) life stories of the most successful scholars in the field. Following Bourdieu's habitus concept, the interviews started with family background, early days and professional dreams and moved into the world of ideas dealing with the decision over graduate school as well as with main academic teachers or the state of the discipline at the time and continued with both the intellectual and the institutional steps, which led to fame and recognition within and in almost all cases even outside the field.

Main Results: Six Theses

Thesis 1: Communication is (still) an US centred enterprise with strong pillars at the Big Ten universities and the West coast. Only ten of the 57 interviewees have home universities outside the United States. Even those ten have strong ties to their colleagues in the US, and most of them are heavily influenced by the North American research traditions.

Thesis 2: The discipline's scientific authority is bound to its roots in practical skills and the empowering background of the land-grant schools. As Judee Burgoon put it in the interview: "We continue to struggle not to be seen as only a service department handling a lot of undergraduates (...). We have no presence at the Ivy League schools. That's where many people get their models of who 'belongs' in academia". Three exceptions to that rule are the two Annenberg schools at Penn and USC and Stanford.

Thesis 3: Many of the ICA Fellows found themselves in harmony both with the field and its approach to academia. Milieu of origin, goals in life, work ethic, talents and abilities fitted excellently to the academic discipline of communication. If there is anything like a "typical" ICA Fellow, he (more likely than she) was born into a family of non-academics, probably first- or second-generation child-

ren of immigrants where religion was an important factor of life. Even without any university degree it was an environment with high values for public responsibility, social mobility and education as the respective tool to do so. In addition of being interested in some kind of communication skills, there is a second talent that many of the ICA Fellows cultivated early in life: abilities in mathematics and the natural sciences.

Thesis 4: To gain scientific authority, communication focused on psychological approaches as well as on quantitative methods (especially on experiments, statistics and sophisticated data analysis). There could be no doubt that especially the Michigan State habitus began to rule the field very quickly (Rogers, 2001). Parts of it were the strong emphasis on quantitative research, including statistical methods and sophisticated data analysis, the “high degree of male bonding”, the notion that communication is an academic underdog and the feeling that the resultant methodological orientation was superior to any other approaches.

Thesis 5: At the moment, the field's dominant pole is ruled by a missionary habitus („to make a difference“, „leave the world a better place“). Parts of that habitus are media presence, the claim to „bring unique insights to the table when dealing with important issues“ (Charles Berger), and a strong focus on mentoring and the work with graduate students.

Thesis 5: Communication isn't yet on the safe side. On the one hand, the majority of the world's most prolific communication scholars are born as academic have-nots, must be easy recognizable as such and should therefore reinforce the discipline's position at the bottom of the scientific field. On the other hand, the very same habitus is linked to a strong work ethic as well as to skills and abilities that all benefit the reputation of communication.

Literature

- Bilandzic, H., Lauf, E., & Hartmann, T. (2004). *How to go international. DGPUK-Wegweiser zu internationalen Tagungen und Fachzeitschriften in der Kommunikationswissenschaft*. München: DGPUK.
- Bourdieu, P. (1975). The specificity of the scientific field and the social conditions of the progress of reason. *Social Science Information*, 14(6), 19-47.
- Bourdieu, P. (1984). *Distinction*. Cambridge, UK: Polity.
- Bourdieu, P. (1988). *Homo Academicus*. Stanford: Stanford University Press.
- Bourdieu, P. (2004). *Science of science and reflexivity*. Cambridge, UK: Polity.
- Brosius, H., & Holtz-Bacha, C. (Eds.). (1999). *German Communication Yearbook*. Bridgehampton: Hampton Press.
- Löblich, M., & Scheu, A. (2011). Writing the History of Communication Studies: A Sociology of Science Approach. *Communication Theory*, 21, 1-22.
- Lubric, D. (2008). Remembering the straw man: The travels and adventures of hypodermic. In D.W. Park & J. Pooley (Eds.), *The history of media and communication research* (pp. 19-42). New York: Peter Lang.
- Rogers, E.M. (2001). The department of communication at Michigan State as a seed institution for communication study. *Communication Studies*, 52, 234-248.